



Nicholas Meyer

# SHERLOCK HOLMES

*und  
der Fall Sigmund Freud*



# KAPITEL 2

## *Biografisches*



Fast eine Minute lang starrte ich stumpfsinnig die Visitenkarte an. Dann wurde ich mir der Gegenwart des Mädchens bewusst, schob die Karte in meine Tasche, gab ihr das Tablett zurück und ging an ihr vorbei ins Sprechzimmer.

Ich wagte nicht zu denken. Ich wollte nicht denken. Ich war eines klaren Gedankens nicht fähig. Sollte dieser – dieser Herr, wer immer er war und wie immer er sich nannte, mir die Sache erklären, wenn er dazu imstande war. Ich hatte für den Augenblick nicht die Absicht, mich auf weitere Spekulationen einzulassen.

Er erhob sich sofort, als ich die Tür öffnete, ein kleiner, scheuer Mensch um die sechzig mit einem Hut in der Hand und einem erschreckten Ausdruck im Gesicht, der sich in ein Lächeln verwandelte, sobald ich mich vorgestellt hatte. Er streckte eine dünne Hand aus und berührte die meine flüchtig. Er war gut, aber nicht teuer gekleidet, wie ein Akademiker, der an den Tumult der realen Welt außerhalb seines Elfenbeinturms nicht gewöhnt war. Er hätte in ein Kloster gepasst, in dem seine kurzsichtigen Augen keine andere Aufgabe gehabt hätten, als uralte Pergamente zu studieren und ihren Inhalt zu entziffern. Sein Kopf verstärkte diesen Eindruck. Er war beinahe vollkommen kahl, mit feinen Büscheln weißgrauen Haares um Hinterkopf und Schläfen.

»Ich hoffe, ich habe Ihnen keine Ungelegenheiten bereitet, weil ich Ihr Sprechzimmer in Anspruch genommen habe«, sagte er mit ruhiger, aber besorgter Stimme. »Die Sache ist äußerst dringend und persönlich, und es waren Sie, nicht Dr. – äh – Cullingworth, den ich ...«

»Ganz recht, ganz recht«, unterbrach ich ihn mit einer Schärfe, die ihn offensichtlich erschreckte. »Bitte kommen wir zur Sache. Um was handelt es sich?«, fuhr ich etwas freundlicher fort, bedeutete ihm, sich wieder zu setzen, und zog mir einen Stuhl heran.

»Ich weiß nicht recht, wie ich beginnen soll.« Er hatte die irritierende Angewohnheit, beim Sprechen seinen Hut in den Händen zu drehen. Ich versuchte, in ihm zu sehen, was Holmes beschrieben hatte – einen brillanten, diabolischen Schurken, der bewegungslos im Zentrum eines ungeheuerlichen Netzes übelster Konspirationen saß. Seine Erscheinung und sein Benehmen waren dabei nicht sehr hilfreich.

»Ich bin zu Ihnen gekommen«, sagte der Professor mit unerwartetem Nachdruck, »weil ich Ihren Veröffentlichungen entnommen haben, dass Sie Mr Sherlock Holmes' intimster

Bekannter sind.«

»Ich habe diese Ehre«, erwiderte ich kühl mit einem flüchtigen Kopfnicken. Ich war entschlossen, auf der Hut zu sein, denn obwohl mir sein Äußeres harmlos erschien, war ich nicht bereit, mich dadurch irreführen zu lassen.

»Ich weiß nicht recht, wie ich es sagen soll«, fuhr er fort, immer noch den Hut drehend, »aber Mr Holmes – nun, ich glaube, er *verfolgt* mich, ist das rechte Wort.«

»Verfolgt Sie?«, stieß ich aus.

»Ja«, stimmte er hastig zu, wieder erschreckt vom Klang meiner Stimme, aber anscheinend ohne die Betonung zu bemerken. »Ich weiß, es klingt absurd, aber ich kann es nicht anders beschreiben. Er – nun, er steht nachts vor meinem Haus – in der Straße.« Er warf mir einen Seitenblick zu, um sich meiner Reaktion zu versichern. Zu seiner Beruhigung entdeckte er keine Anzeichen für einen bevorstehenden Wutausbruch und fuhr fort.

»Er steht nachts vor meinem Haus – nicht jede Nacht natürlich, aber mehrmals jede Woche. Er folgt mir! Manchmal spürt er mir tagelang nach, auf Schritt und Tritt. Es scheint ihn nicht zu stören, dass ich es weiß. Oh, und er schickt mir Briefe«, fügte er hinzu, als falle es ihm soeben erst ein.

»Briefe?«

»Nun ja, eigentlich sind es Telegramme; es sind immer nur ein bis zwei Sätze. ›Moriarty, nimm dich in Acht; deine Tage sind gezählt‹ und dergleichen. Und er hat den Schulleiter meinetwegen aufgesucht.«

»Den Schulleiter? Was für einen Schulleiter?«

»Direktor Brice-Jones, Leiter der Roylott-Schule, an der ich den Posten des Mathematiklehrers bekleide.« Es handelte sich um eine der weniger bekannten Privatschulen im Westen von London. »Der Direktor ließ mich kommen und bat mich, eine Erklärung zu Mr Holmes' Unterstellungen abzugeben.«

»Und was haben Sie ihm gesagt?«

»Ich sagte, ich könnte keine abgeben, da ich nicht wisse, um welche Unterstellungen es sich handle. Also beschrieb er sie.« Moriarty wand sich in seinem Sessel und verdrehte seine blauen Augen in meine Richtung. »Dr. Watson, Ihr Freund ist davon überzeugt, ich sei eine Art« – er suchte nach Worten – »eine Art Meister des Verbrechens. Und zwar der übelsten Sorte«, fügte er mit einem hilflosen Achselzucken hinzu und warf die Hände hoch. »Ich frage Sie, Herr Doktor: Allen Ernstes, können Sie in mir auch nur im Entferntesten Merkmale entdecken, die ein solches Individuum auszeichnen?«

Es schien mir beinahe sinnlos, zu bestätigen, dass dies unmöglich war.

»Aber was kann ich denn tun?«, klagte der kleine Mann. »Ich weiß, Ihr Freund ist ein guter Mann – ganz England lobt und preist ihn. Aber in meinem Fall ist er einem fürchterlichen Irrtum verfallen, und ich bin das Opfer.«

Ich saß wortlos, tief in Gedanken versunken.

Das Klagen hielt an: »Ich bin der Letzte, Doktor, der ihn in Verlegenheit bringen möchte, aber ich bin am Ende. Wenn nicht irgendetwas geschieht, um diese ... diese Verfolgung zu beenden, dann habe ich keine Wahl. Ich muss die Sache meinem Rechtsanwalt übergeben.«

»Das wird sich erübrigen«, erwiderte ich schnell, obwohl ich keine Ahnung hatte, wie ich es verhindern sollte.

»Das hoffe ich auch, von ganzem Herzen«, seufzte er, »darum habe ich Sie ja aufgesucht.«

»Meinem Freund geht es gesundheitlich nicht gut«, antwortete ich vorsichtig. »Diese Handlungen entsprechen nicht seinem normalen Verhalten. Würden Sie ihn in gesundem Zustand kennen ...«

»Aber das tue ich«, unterbrach mich der Professor zu meinem äußersten Erstaunen.

»Sie kennen ihn?«

»Allerdings kenne ich ihn. Und was für ein reizender Junge Master Sherlock war.«

»Master Sherlock?«

»Aber ja. Ich war sein Privatlehrer – in Mathematik.«

Ich starrte ihn mit offenem Munde an. Seinem Mienenspiel konnte ich entnehmen, dass er angenommen hatte, ich wüsste dies. Ich überzeugte ihn vom Gegenteil und bat ihn, mir mehr zu erzählen.

»Da gibt es nicht viel zu berichten.« Der weinerliche Ton in seiner Stimme verstärkte sich unangenehm. »Bevor ich nach London kam – das war vor Jahren, nach meinem Studium ...«

»Sie haben nicht vielleicht eine Arbeit über die Binomische Theorie geschrieben?«, unterbrach ich ihn.

Er starrte mich an.

»Selbstverständlich nicht. Wer hat dieser Tage schon etwas zur Binomischen Theorie zu sagen? Und ich schon gar nicht.«

»Entschuldigen Sie. Bitte fahren Sie fort.«

»Wie gesagt, ich verließ die Universität und nahm eine Stelle als Mathematiklehrer im Haus des Squire Holmes an. Ich unterrichtete Master Mycroft und Master Sherlock ...«

»Bitte vergeben Sie mir, wenn ich noch einmal unterbreche«, bemerkte ich in höchster Erregung, denn Holmes hatte während der ganzen Zeit unserer Bekanntschaft niemals von seiner Familie gesprochen. »Wo war das?«

»Nun, natürlich auf dem Familiensitz, in der Grafschaft Sussex.«

»Die Familie stammte aus Sussex?«

»Ursprünglich nicht. Das heißt, der Holmes-Clan stammte wohl dort her, aber der Squire war ein jüngerer Sohn, der von Rechts wegen keine Chance hatte, den Besitz zu erben. Er und seine Familie lebten in North Riding – in Yorkshire –, dort wurde Master Mycroft geboren. Dann starb der ältere Bruder als Witwer ohne Erben, und Master Sherlocks Vater zog auf den alten Familiensitz.«<sup>4</sup>

»Aha. Und dort trafen Sie Holmes zuerst?«

»Ich unterrichtete beide Jungen«, erwiderte Moriarty mit großem Stolz, »und es waren beide brillante Burschen. Ich wäre gerne länger dortgeblieben, aber dann –«, er zögerte, »dann kam die Tragödie.«

»Tragödie, was für eine Tragödie?«

Wieder warf er mir einen erstaunten Blick zu.

»Wissen Sie das denn nicht?«

»Wissen? Was soll ich denn wissen, Mensch? Um Himmels willen, so reden Sie doch.«

Ich saß vor lauter Aufregung auf der Stuhlkante. All dies war mir vollkommen unbekannt, und ich vergaß vor lauter Neugier auf den Holmes der Vergangenheit beinahe den Holmes der Gegenwart und die Schwierigkeiten, in denen er sich befand. Jedes Wort, das der kleine Mann hervorbrachte, versetzte mich in neues Staunen.

»Wenn Master Sherlock Ihnen nichts davon gesagt hat, dann sollte ich wohl nicht ...«

»Aber, hören Sie –«

Ich konnte ihn nicht umstimmen. Seiner Ansicht nach unterlag er einer Art Schweigepflicht, und es gelang mir mit all meiner Überredungskunst nicht, ihn davon abzubringen. Je mehr ich ihn drängte, desto zurückhaltender wurde er, bis er schließlich ohne länger auf mein Zureden zu hören, aufstand und sich nach seinem Spazierstock umsah.

»Ich habe wirklich alles gesagt, was zu sagen ist«, beharrte er und vermied es, mir in die Augen zu sehen, während er nach dem Stock suchte. »Sie müssen mich nun entschuldigen – ich kann und will nicht indiskret sein. Ich habe Ihnen so viel mitgeteilt, wie ich verantworten kann, und ich überlasse es Ihnen, dieses – dieses Dilemma zu lösen.«

Er blieb dabei, und das mit einer Bestimmtheit, die ich ihm kaum zugetraut hätte. Sein Drang, von mir fortzukommen, war plötzlich stärker als seine Schüchternheit. Er verabschiedete sich und überließ mich meinen Überlegungen.

Was die vielversprechenden, obskure Tragödien verheißenden Andeutungen über Holmes' Vergangenheit betraf, so hatte ich das Gefühl, dass dem Professor – einem offensichtlich übertrieben sensiblen Gemüt – womöglich etwas tragisch erschien, was ich selbst vielleicht nur als bedauerlich bezeichnen würde. Aber ich hatte keine Zeit für solche Gedankengänge, ich war zu beschäftigt mit den unmittelbaren Problemen: Holmes' Zusammenbruch und Moriartys verschleierte (unter den Umständen zugegebenermaßen verständliche) Drohung, seinen Rechtsanwalt einzuschalten. Das musste um jeden Preis vermieden werden. Holmes war ein hoch nervöser Mensch (ich hatte ihn schon früher zusammenbrechen sehen, wenn auch nicht infolge von Kokaingenuss), und eine solche Bloßstellung war undenkbar.<sup>5</sup>

Vielmehr, so entschied ich nach einigem Nachdenken, brauchte er eine Therapie. Seine schreckliche Sucht musste geheilt werden, und um das zu erreichen, brauchte ich Hilfe. Die Erfahrung hatte mich gelehrt, dass ich nicht imstande war, mit meinen begrenzten Möglichkeiten und Kenntnissen gegen die Sucht anzugehen. Wenn ich mich nicht sehr täuschte, war ein solcher Versuch, der schon früher meine Fähigkeiten überstiegen hatte, jetzt ganz unmöglich geworden. Während der Monate, in denen wir uns kaum gesehen hatten, hatte der fatale Drang in Holmes sich mindestens verzehnfacht, sodass er jetzt mehr denn je darin verfangen war. War es mir damals nicht möglich gewesen, ihn aus diesem Bann zu lösen, wie konnte mir das jetzt gelingen?

Ich sah auf die Uhr: Es war kurz vor zwei. Der Tag war so gut wie vorüber, und es wäre unsinnig gewesen, jetzt noch die Sprechstunde wieder aufzunehmen, denn Mary sollte um fünf von ihrem Besuch bei Mrs Forrester zurückkommen, und ich wollte sie zu dieser Zeit in Waterloo Station abholen.

Ich beschloss, in der Zwischenzeit zum Bartholomews-Hospital zu gehen und Stamford um Rat zu bitten. Ich wollte ihm nicht die ganze Wahrheit sagen, sondern ihm das Problem so unterbreiten, als ob es sich um einen meiner Patienten handele.

Der Leser mag sich daran erinnern, dass Stamford während meiner Studienzeit an der Universität London im Jahr 1878 mein Gehilfe war. Seit damals hatte er an derselben ehrwürdigen Anstalt sein Examen gemacht und war nun als Arzt in dem alten Hospital angestellt, in dessen chemischen Labor er mich vor so vielen Jahren mit Sherlock Holmes bekannt gemacht hatte. Er kannte Holmes nicht näher und hatte uns nur zusammengebracht, weil er wusste, dass wir beide eine anständige Wohnung mit einem akzeptablen Mietpreis teilen wollten. Ich nahm mir vor, Holmes, wenn möglich, nicht zu erwähnen.

Wieder einmal machte ich mich auf den Weg, diesmal von dem Mädchen mit einem Schinkenbrot versehen, das ich (gegen ihren Protest) in Papier wickelte und in die Tasche steckte, wie ich es Holmes so oft hatte tun sehen, wenn er mit einem Fall befasst war und keine Zeit für die üblichen Mahlzeiten hatte. Bei der Erinnerung daran zog sich mein Herz schmerzhaft zusammen, während ich mich zur Erfüllung meiner traurigen Pflicht in einer Droschke zum Bartholomews-Hospital begab.

Zeitgenössische Forscher haben Erstaunen darüber ausgedrückt, dass Holmes und ich die teuren Droschken bevorzugten, da doch die um vieles billigere Untergrundbahn zur Verfügung stand. Weil ich einmal dabei bin, solche Fragen zu klären, möchte ich sagen, dass die Untergrundbahn, wenn auch billiger und manchmal beträchtlich schneller als die von uns benutzten Pferdewagen, noch nicht überall fertiggestellt war und uns in vielen Fällen nicht ans gewünschte Ziel brachte.

Aber vor allem mieden wir die Untergrundbahn, wo immer wir konnten (und wenn ich sage »wir«, dann meine ich damit die meisten Herren der begüterten Stände), weil sie zu jener Zeit eine unterirdische Hölle war. Dampfgetrieben, schmutzig, schwefelig und keineswegs sicher, waren die Untergrundbahnen bestenfalls unzuverlässig und schlimmstenfalls lebensgefährlich. Kein Ort für Menschen, die sich ein anderes Transportmittel leisten konnten. Wer gezwungen war, die Untergrundbahn zu benutzen, der zog sich unvermeidlich Lungenerkrankungen zu, und in meiner Praxis, die nahe der Bahn lag, sah ich zahlreiche Arbeiter, die in diesem unterirdischen Eisenbahnnetz tätig waren und von denen man sagen kann, dass sie buchstäblich ihr Leben gaben, damit die Londoner von heute sich des modernsten, sichersten und billigsten Transportsystems der Welt erfreuen können.

Keine Untergrundbahn verband die Baker Street mit Bart's – im Jahr 1891 war die Baker Street bei Weitem nicht so lang wie heute, und eine Droschke war daher keine Extravaganz, sondern eine Notwendigkeit (wenn man nicht den Omnibus benutzen wollte, und der hatte wieder seine eigenen Schwächen).

St. Bartholomeus muss als eines der ältesten Krankenhäuser der Welt gelten. Das Gebäude aus dem zwölften Jahrhundert war auf römischen Grundmauern errichtet worden. Es hieß, dass der Hofnarr Heinrichs I., Rahere, auf einer Pilgerfahrt nach Rom erkrankte und gelobte, im Falle seiner Genesung eine mächtige Kirche in London zu bauen, und dass er dieses Gelübde erfüllt habe.<sup>6</sup> Ich weiß nicht, ob die Legende wahr ist, aber Bart's war